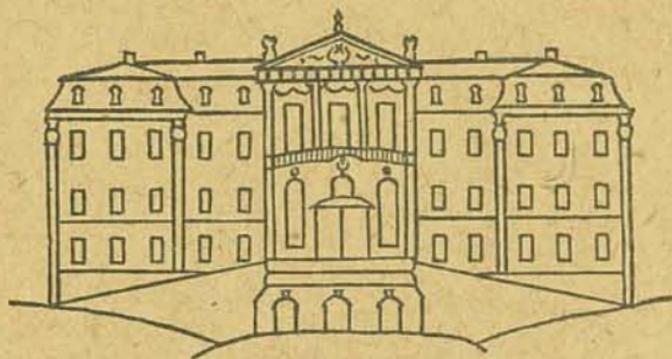


Hefte aus Burgscheidungen

---

Pfarrer Götz Bickelhaupt

Auf dem Wege  
zur engagierten Gemeinde



153

---

Herausgegeben vom Sekretariat des Hauptvorstandes  
der Christlich-Demokratischen Union Deutschlands

Von den bisher erschienenen Titeln der Reihe „Hefte aus Burgscheidungen“ sind noch folgende Nummern lieferbar:

- 23 Prof. Dr. Kurt Wiesner: Albert Schweitzer zum 85. Geburtstag
- 33 Dr. Bohuslav Pospíšil: Die Prager Christliche Friedenskonferenz
- 57 Die Bewegung nationaler Christen in Indien (The Indian National Hindustani Church)
- 58 Hermann Kalb, Adolf Niggemeier, Karl-Heinz Puff: Weg und Ziel der Adenauer-CDU – Zu einigen Fragen ihrer antinationalen Politik
- 64/65 Rolf Börner: Die verräterische Politik der Führung der Adenauer-CDU im Spiegel ihrer Parteiprogramme (1945 bis 1961)
- 66 Gertrud Illing: Der deutsche Kolonialismus und der Neokolonialismus des Bonner Staates
- 75/76 Dr. Gerhard Desczyk: Vermächtnis und Ansporn – Fortschrittliche christliche Traditionen
- 77 Alwin Schaper: So wurde Deutschland gespalten
- 79 Dr. Heinrich Toeplitz: Der deutsche Friedensvertrag ist notwendig
- 80 Rolf Börner: Die Verantwortung der Christen bei der Lösung der nationalen Frage in Deutschland
- 81 Gerald Götting: Entscheidung des Christen für die Sache der Nation
- 82/83 Siegfried Welz: Lateinamerika tritt auf den Plan
- 84/85 Prof. Dr. Gerhard Kehnscherper: Christliche Existenz in der sozialistischen Ordnung
- 87 Zu weiteren Erfolgen in der vollendeten sozialistischen Gesellschaft
- 88 Johannes Oertel: Die Welt des Landesbischofs Lilje – Eine Auseinandersetzung
- 90 Fritz Beyling: Morgenröte unserer neuen Zeit
- 92 Alwin Schaper: Otto Nuschke und seine Zeit
- 94 Gerald Götting: Das Programm des Sozialismus ist das Gesetz unseres Handelns
- 95 Wolfgang Heyl: Glanz und Elend der Adenauer-CDU
- 98 Gerald Götting: Wir stärken die politisch-moralische Einheit unseres Volkes
- 102 Alwin Schaper: Der Sieg der nationalen Selbstbestimmung im Zeitalter des Sozialismus
- 103 Heinz Willmann: Friedensidee und Friedensbestrebungen in unseren Tagen
- 104 Ulrich Kutsche: Friede in wehrhaften Händen
- 105 Hans Kistner: Blickpunkt Südafrika

## Hefte aus Burgscheidungen

---

Pfarrer Götz Bickelhaupt

# Auf dem Wege zur engagierten Gemeinde

1966

---

Herausgegeben vom Sekretariat des Hauptvorstandes  
der Christlich-Demokratischen Union Deutschlands

*Das nachstehende Referat hielt der Vorsitzende des Bundes  
Evangelischer Pfarrer in der DDR auf dem Evangelischen  
Pfarrertag am 21./22. Juni 1966 in Berlin-Weißensee*

## Einleitung: Unser Unterwegs-Sein

### a) Aufbruch

Wir haben uns daran gewöhnt, von „Gemeinde unterwegs“ zu reden. Das „unterwegs“ kann dabei unterschiedlich akzentuiert werden. Es deutet einmal an, daß wir aufgebrochen sind. Wir sind nicht mehr gleichsam selbstverständlich am alten Ort. Wir haben uns aufgemacht oder sind aufgescheucht worden, wodurch und durch wen auch immer. Sichtbar wird das sowohl an scheinbar sehr äußerlichen Fragen, z. B. an der Frage nach der Kirche und ihrem Geld, als auch in den sehr tiefgreifenden inneren Auseinandersetzungen, wie sie gegenwärtig zwischen sogenannter moderner Theologie und konservativen theologischen Auffassungen im Gange sind. Traditionen, die als selbstverständlich bestimmend galten, zerbrechen oder müssen abgebrochen werden. Der Zerbruch (im passiven Sinne) oder Abbruch (im aktiven Sinne) alter Traditionen im Äußeren signalisiert das Verlassen eines festen Ortes im inneren, geistigen und geistlichen Sinne. Er kündigt neuen Aufbruch an.

Über das „Unterwegs-Sein“ im Sinne dieses Abbruchs und Aufbruchs herrscht weitgehend ein consensus in unserer Kirche. Das „Ende des konstantinischen Zeitalters“ (Günter Jacob) ist dafür geradezu die Formel geworden. Indes ist diese Aufbruchssituation nicht erst jetzt erkannt, sondern im kirchlichen Spektrum etwa der zwanziger Jahre schon gut sichtbar. Die Ansätze dieser Erkenntnis sind noch älter. Wir müssen allerdings fragen, wie weit das nun eigentlich ins Bewußtsein der Gemeinden oder auch nur der Pfarrerschaft eingedrungen ist. Die Antwort wird, aufs Ganze gesehen, nicht allzu positiv ausfallen, wenn auch heute positiver als vor einem Jahrzehnt. Wären wir uns des Aufbruchs bewußter gewesen, hätte Günter Jacobs Formulierung in seinem Synoden-Referat 1956 kaum so sensationell gewirkt.

Andererseits ist diese Bewußtheit zweifellos im Wachsen. Gerade darum müssen wir festhalten, daß alles Fragen in dieser Sache so neu nicht ist. Sonst kommen wir über das Nachdenken über die Aufbruchssituation nicht hinaus – und gerade dadurch permanent zu spät. Ein Doppeltes ist nötig: Die kirchliche „Öffentlichkeit“, die Gemeinde Jesu Christi muß sich des Aufbruchs bewußter werden. Zugleich haben wir weiterzudenken, welche Konsequenzen dieser Aufbruch hat.

Daß wir unterwegs sind, ist also klar. Was wir hinter uns gelassen haben, wird immer klarer. Aber: Wo sind wir jetzt? Welche Qualität hat das „unterwegs“? Wer sich auf den Weg

gemacht und einen alten Ort hinter sich gelassen hat, ist unterwegs, auch wenn er nicht weiß wohin. Er könnte ja herumvagabundieren, dabei durchaus Nützliches tun, wo er gerade ist. Er wäre dem Alten nicht mehr verbunden und verhaftet. Ist unser Unterwegs-Sein solches Herumvagabundieren? Was bedeutet das Unterwegs-Sein denen, die wirklich ausgewandert sind, die die veränderte und sich weiter verändernde Welt als ihre Umwelt ernst nehmen? Wie stellt sich ihnen „Gemeinde unterwegs“ dar, ihre Verkündigung, ihr Dienst?

#### **b) Frage nach dem Ziel**

Es gibt moderne oder auch bloß modische Versuche kirchlicher Arbeit. Sie reichen von Jazz-Gottesdiensten bis zum Besuchsdienst, von der Arbeit kirchlicher Werke bis zur sogenannten Dialogpredigt. Was ist daran wirklich neu? Hat es das – mutatis mutandis – nicht alles schon z. B. in den zwanziger Jahren gegeben? Natürlich sagen wir heute nicht Jungfrauen-Verein, sondern Junge Gemeinde, reden nicht von Ausflügen, sondern von Rüstzeiten, laden nicht zum Familien-Kaffee-Nachmittag ein, sondern zu einer Gemeindeversammlung. Natürlich hat sich der Stil geändert. Ich meine auch nicht, daß das alles nicht sein sollte oder vom Übel sei. Nur: neu ist es nicht. Mir scheint, wir vagabundieren hier tatsächlich herum. Vor zwanzig Jahren versuchten wir eine Belebung der Gemeindegemeinschaft durch Verkündigungsspiele, dann kamen Lichtbilder, später Tonbandarbeit. Gegenwärtig sind Songs in Mode. Was wird es morgen sein?

Die in solchen Experimenten sich ausdrückende methodisch-variable Haltung ist ohne eine mindestens minimale Erkenntnis dessen, daß wir aufgebrochen sind, nicht denkbar. Aber was bedeutet Variabilität, bei der nur noch zur Debatte steht, daß und wie variiert und experimentiert wird, nicht aber: wozu? Diesem „wozu“ entspricht im Bilde des Weges die Frage: „Wohin sind wir unterwegs?“ An der Beantwortung dieser Frage hängt auch die Antwort darauf, ob unser Tun betriebsam ist oder nicht. Es ist nicht eine unvermeidliche Alterserscheinung, wenn ein einst rühriger Pfarrer eines Tages an Rührigkeit nachläßt. Dieser Fall tritt vielmehr dann ein, wenn er fragt: „Wozu das alles?“ und wenn er auf diese Frage keine Antwort findet. Meines Erachtens liegt hier auch der Grund für das stete Anwachsen psychischer oder psychisch mindestens mitbedingter Krankheitserscheinungen im Pfarrerstand. Es wird nicht unterschieden und darum nicht entschieden, was jetzt und hier nötig und was weniger nötig ist, weil nicht gefragt wird nach dem „wozu“. Betriebsamkeit ist eine Folge von Orientierungslosigkeit.

Die Feststellung „Wir sind unterwegs“ genügt also heute nicht mehr. Die Frage nach dem „wozu“ und „wohin“ wird freilich schnell verdächtigt. So wird etwa gesagt, das Ziel oder die Etappen unseres Weges zu wissen sei nicht unsere Sache, uns stehe lediglich der Gehorsam des heute ins Morgen zu tuenden Schrittes an. Wer mehr wolle, versuche in eigene Regie zu nehmen, was doch nur Gottes Regiment unterstehe. Diesen Einwand halte ich nicht für stichhaltig. Denn jedes Tun in actu steht unter der Spannung von Gottes Regiment und unserer Regie. Jeder Akt des Gehorsams heute impliziert immer schon ein Stück morgen. Er steht unter der Möglichkeit unseres Irrtums. Wer nicht irren will, braucht nicht zu wagen. Er handelt im letzten Sinne pharisäisch. Und schließlich: so wahr die Bibel eschatologisch denkt, so wahr haben wir Zukunft zu bedenken, immer wissend, daß Gottes Ziel und das, was wir davon erkennen, nicht identisch, aber auch nicht voneinander zu trennen sind. Die Frage: „wohin unterwegs?“ ist also nicht nur legitim. Sie außer acht zu lassen erscheint mir als Ungehorsam.

Also formulieren wir das Thema „Auf dem Wege zur engagierten Gemeinde“. Es soll in drei Teilen entfaltet werden.

### **I. Zur Begründung des Begriffes**

Engagierte Gemeinde ist ein Begriff unserer Zeit. Wir können und wollen ihn nicht in die Bibel eintragen. Wir prüfen aber, ob und inwieweit im Neuen Testament sich Ansätze finden, deren Intentionen aufzunehmen und weiterzuentwickeln sind. Wir nehmen diese Prüfung vor a) an den Berichten über Jüngerberufungen, b) an der Vorstellung von der Gemeinde als Leib Christi, c) durch Bemerkungen über Gemeinde und Welt.

#### **a) Die Jüngerberufungen**

Jesus ruft Jünger in seine Nachfolge. Der Ruf schließt einen Auftrag ein: „ich will euch zu Menschenfischern machen“ (Matthäus 4, 18 ff.; Markus 1, 16 ff.). Der Jünger wird sogleich in Beziehung zu anderen Menschen gesetzt, die selbst noch nicht Jünger sind. Er bleibt dabei unlöslich an Jesus gebunden, der den Jünger zu dem macht, was er sein soll. In Lukas 5 ist mit der ganzen Geschichte vom Fischzug die Bindung an Jesus gegeben. Petrus hat sie mit seinem „confiteor“ (V. 8) schon angenommen. Außerhalb ihrer kann er nichts mehr tun. Die Souveränität Jesu wird besonders deutlich, wo er den zurückweist, der sich zur Nachfolge anbietet: „Des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege“ (Matth. 8, 20; Luk. 9, 58). „Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist

nicht geschickt zum Reich Gottes“ (Luk. 9, 62). Der zur Nachfolge Bereite muß wissen, daß sein Weg menschlich gesehen so unbestimmt und ungesichert wie nur möglich ist.

Der Ruf ergeht radikal: „Laß die Toten ihre Toten begraben“ (Matth. 8, 22; Luk. 9, 60). Jesu Souveränität ist unabdingbar. Bei der Berufung des Levi/Matthäus (Matth. 9, 9 ff.; Mark. 2, 13 ff.; Luk. 5, 27 ff.) drückt sich das aus in der Abweisung des Einspruches, der von den Schriftgelehrten und Pharisäern kommt. Nun fehlt zwar bei Levi/Matthäus ein ausdrücklicher Auftrag. Aber das begleitende Bildwort vom Arzt für die Schwachen und Kranken (Matth. 9, 12; Mark. 2, 17; Luk. 5, 31) schließt ihn doch ein insofern, als ein Geheilter neu Tätigkeit aufnimmt. Und der Ruf zur Buße (Matth. 9, 13; Mark. 2, 17; Luk. 5, 32) ist zugleich Ruf zu neuem Tun, da Buße eine für das Tun verbindliche Sinnesänderung ist.

Inhaltlich wird der Auftrag an die Jünger beschrieben als Vollmacht über unsaubere Geister bzw. Dämonen (Matth. 10, 1–8; Mark. 3, 15; Luk. 9, 1 f.; Mark. 6, 7), als Heilung von Krankheit, besonders Seuchen (ebd.) und als Kerygma (Mark. 3, 14; Matth. 10, 7 – nahes Himmelreich –; Luk. 9, 6; Mark. 6, 7). Es fällt auf, daß diese Dreierheit des Auftrages auch nur durch eins oder das andere wiedergegeben wird (vgl. Luk. 9, 1 f. mit 9, 6 und Mark. 6, 7 mit 6, 12 f.). Die Dreierheit wird dadurch aber nicht in Frage gestellt.

In der Sendungsrede (Matth. 10) findet sich zweimal das Wort „Friede“ in unterschiedlicher Bedeutung, ein klassisches Beispiel dafür, wie wenig man Worte aus dem Zusammenhang lösen darf. Denn Matth. 10, 34 (vgl. Luk. 12, 51) macht Jesus deutlich, daß sein Kommen Entscheidung fordert: „Ihr sollt nicht meinen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf die Erde.“ Nach Matth. 10, 13 (vgl. Luk. 10, 5) bringen Eintritt und Aufnahme des Jüngers in einem Haus den Frieden, während Ablehnung des Jüngers auch Abweisung des Friedens bedeutet (ebd.). Hier steht Frieden in direktem Zusammenhang mit dem Jüngerauftrag. Der Friede Gottes wird übermittelt, wo Dämonen vertrieben, Kranke geheilt, das Kerygma ausgerichtet werden. Nun wird aber dadurch nicht nur das Verhältnis der Menschen zu Gott in Ordnung gebracht, sondern ein neues Verhältnis zwischen dem Betroffenen und seiner Umwelt, seinen Mitmenschen konstituiert. Und wo Gottes Frieden übermittelt wird, wirkt er fort in den neu konstituierten zwischenmenschlichen Beziehungen. Er kann abgelehnt werden, d. h. also: er wirkt nicht sozusagen „automatisch“, sondern in realen zwischenmenschlichen Bezügen. Dort kommt es zu jenen Entscheidungen und Scheidungen, die das erste zitierte Wort im Blick hat.

Hier dürfen übrigens Tun und Reden der Jünger nicht auseinandergenommen werden. Wo die Heilung akzeptiert wird, da implicit auch das Kerygma und umgekehrt. In jedem Fall wird da auch der Friede Gottes wirksam im neuen Miteinander der beteiligten Menschen.

Zwei Dinge sind noch bemerkenswert: 1. Jesus sendet die Jünger „je zwei und zwei“ (Mark. 6, 7; Luk. 10, 1). 2. Er weist sie an, möglichst wenig mitzunehmen (Matth. 10, 9 f.; Mark. 6, 8 f.; Luk. 9, 3). Hier ist schon der Hinweis gegeben, daß der Auftrag an die Jünger ein Auftrag an die Gemeinde ist. Seine Ausführung soll nicht belastet sein von dem Ballast der Sorge um die eigene Existenz. Die Ausführung des Auftrages garantiert der Gemeinde die Existenz, weil Jesus der Herr der Gemeinde bleibt.

Der Ruf, Jünger zu sein, ist gnädige Annahme durch den Herrn, impliziert den Auftrag, anderen zu dienen, führt in die Gemeinde, unterstellt fortdauernd unter Jesu Souveränität. Dies fassen wir in dem Begriff „engagierte Gemeinde“ zusammen.

#### b) Der Begriff „Leib Christi“

Paulus und der Epheser- und Kolosserbrief stellen die Gemeinde am Begriff und Bild des Leibes dar. Das dient Paulus (Röm. 12, 5) dazu, die Vielheit der Gemeindeglieder als Einheit begreiflich zu machen: „Wir viele sind ein Leib in Christus.“ Einen Schritt weiter geht die Formulierung 1. Kor. 12, 12: „Wie der Leib einer ist und viele Glieder hat, alle Glieder des Leibes – wiewohl viele – ein Leib sind: so auch der Christus.“ Hier fehlt das „in“. D. h.: Christus selbst ist der eine Leib. Nach dem Kontext ist das die Gemeinde in der Vielheit ihrer Glieder: „Ihr aber seid der Leib Christi und Glieder, ein jeglicher nach seinem Teil“ (V. 27). Hier ist Bonhoeffers Formulierung begründet: Christus als Gemeinde existierend.

Bemerkenswert ist der Zusammenhang, in dem Paulus das Bild verwendet: Röm. 12, 1 beginnt die Paränese des 2. Römerbriefteiles. Was Paulus an Einzelweisungen ausgibt, zeigt die Entfaltung der Charismata (V. 5 f.) an. Mindestens an zwei Stellen wird sichtbar, daß diese Wirkung der Charismata nicht auf die Gemeinde beschränkt ist: „Vergeltet niemand Böses mit Bösem. Seid bedacht auf das Gute gegenüber allen Menschen“ (V. 17). Dieses betonte „allen Menschen“ kehrt gleich darauf V. 18 wieder: „Wenn es möglich ist – soviel an euch liegt – habt mit allen Menschen Frieden.“ Die zentrale und gleichsam summierende Bedeutung dieser Verse wird dadurch deutlich, daß Kap. 12 mit der Mahnung schließt: „Laß dich

nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde in dem Guten das Böse“ (V. 21).

Ausführlicher als Röm. 12 legt Paulus die Vielfalt der Gaben 1. Kor. 12 (4–11, 28–30) dar, die die Einheit der Gemeinde nicht in Frage stellt, sondern wesentlich zum Bild der anders gar nicht lebensfähigen Gemeinde gehört: „Wenn der ganze Leib Auge wäre, wo bliebe das Gehör? Wenn er ganz Gehör wäre, wo bliebe der Geruch?“ (V. 17). – 1. Kor. 12 wird allerdings nicht ausdrücklich gesagt, daß die Charismata über die Gemeinde hinaus gegenüber allen Menschen wirksam werden. Dennoch ist dieser Gedanke auch hier vorausgesetzt und indirekt mit angesprochen. Zu den der Gemeinde gegebenen Gaben zählt Paulus ausdrücklich die Charismata der Heilung (V. 9) und die „Kraft, Wunder zu tun“ (V. 10, vgl. V. 28). Es steht außer Zweifel, daß Paulus wie auch sonst die Urgemeinde diese Gaben als zum Sendungsauftrag der Gemeinde gehörig ansieht, der über die Gemeinde hinausweist.

Eine weitere Beobachtung ist hier wichtig. 1. Kor. 12 leitet am Schluß unmittelbar hinüber zu Kap. 13, zum Agape-Hymnus. Agape ist aber niemals der Gemeinde als Merkmal ihrer Abgrenzung nach außen gegeben. Sie ist Gottes Weise, an der Welt zu handeln und zugleich die Gemeinde in dieses Handeln einzubeziehen. Anders Nygren sagt in „Eros und Agape“ (Nachdruck, Genf o. J.): „Nun ist es gerade dieser innige Zusammenhang zwischen Gott und Agape, der Paulus, wenn es sich um unsere Liebe zu Gott handelt, so zurückhaltend, und wenn es sich um die Nächstenliebe handelt, so überschwenglich macht. Sind Gott und Agape im Grunde ein und dasselbe, so scheint kein Platz mehr für die Agape zu Gott übrig zu sein. Aber andererseits bleibt die Nächstenliebe des Christen nicht nur seine eigene, sondern sie wird ein Ausfluß der Agape Gottes“ (S. 125). „Der Liebesstrom, der in sein“ (sc. in des Christen) „Herz gegossen worden ist, fließt zum nächsten weiter. Diese Liebe ‚verträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles‘ (1. Kor. 13, 7). Es gehört zu ihrer Natur, nicht eingedämmt werden zu können; sie richtet sich nach außen, denn ‚die Liebe sucht nicht das Ihre‘ (V. 5)“ (S. 120). – Das entspricht genau der engen Verklammerung von Gottes Handeln und unserer Teilhabe daran, die wir mit dem Begriff „engagierte Gemeinde“ meinen.

Charakteristisch ist 1. Kor. 6, 15: „Wißt ihr nicht, daß eure Leiber Christi Glieder sind?“ Paulus wendet sich gegen die Unzucht in der Gemeinde. Unzucht wird in der neutestamentlichen Paränese als Zeichen des Heidentums gewertet. Ihre Überwindung in der Gemeinde hat zugleich soziale Bedeutung für die Umwelt. Der Leib Christi ist also nicht für sich da.

Seine Existenz und seine „Funktion“ sind nicht voneinander trennbar. Darum kann Paulus so schockierend direkt formulieren: „eure Leiber sind Christi Glieder.“

Das bisher Gesagte bestätigt ein Blick auf Eph. und Kol. Das Bild vom Leib Christi (Joh. 4, 4 ff.) steht in engem Zusammenhang mit der Paränese V. 17 ff., damit verbunden durch das Stichwort „Agape“ (V. 15 f.) und unter Betonung der Unterscheidung von den Heiden (V. 17 u. ö.). Die für Eph. und Kol. charakteristische Wendung „Christus das Haupt – die Gemeinde der Leib“ (Eph. 4, 16; vgl. 1, 22 f.; Kol. 1, 28; 2, 19) wird aufgenommen in der Haustafel (Eph. 5, 22 f.), in die die Paränese einmündet. So wie die Existenz des Leibes nur vom Haupt her möglich ist, so ist die Nachfolge der Christen nicht in ihr Belieben gestellt, sondern mit der Existenz notwendig mitgegeben. Der Leib Christi wird durch die Taufe konstituiert (1. Kor. 12, 13) und ist existent im Hl. Mahl (1. Kor. 10, 16), der Teilhabe am Heiligen. Dies meinen wir, wenn wir sagen: Der Herr engagiert die Gemeinde.

### c) Gemeinde und Welt

Der Ort der engagierten Gemeinde ist die Welt. Hier wäre eine Untersuchung des Begriffes „Welt“ notwendig, die aber wegen seiner Vielschichtigkeit das Referat sprengen würde. Es sei daher nur in wenigen Sätzen skizziert, was wir meinen, wenn wir die Welt als den Ort der engagierten Gemeinde bezeichnen.

Gemeinde ist in der Welt. Wir meinen damit, daß sie eine Umwelt hat, eine räumliche sowohl als auch eine zeitliche. Sie ist mit dieser Umwelt durch vielfache Beziehungen verbunden und ihr insofern nicht entnommen. Welt in diesem Sinne ist für die Gemeinde in der DDR zunächst eben die DDR, dann aber auch die Völkerwelt.

Von Distanz gegenüber dieser Welt kann nur insofern die Rede sein, als Christus nicht von der Welt ist und also auch unser Glaube nicht von der Welt ist. Dieser Distanz ist sich die Gemeinde bewußt als eines Geschenkes. Sie wird daraus nicht den Anspruch herleiten dürfen, sich von der Welt zu distanzieren. Denn Christus, obwohl er nicht von der Welt ist, hat sich doch in der Welt und für sie hingegeben. Die Gemeinde, die das Geschenk des Glaubens in einen Anspruch auf Distanz verwandeln wollte, müßte es damit verlieren.

Die Gemeinde ist in die Welt, der sie nicht entnommen ist, gesandt. Diese Sendung konstituiert kein Privileg, sondern entspricht der Sendung des Christus. Genauer gesagt: die Sendung des Christus geschieht in der Existenz der Gemeinde in der Welt und als Hingabe für die Welt. Hingabe für die Welt ist

nicht Demonstration, so wenig der Kreuzweg Christi Demonstration gewesen ist. Hingabe geschieht vielmehr konkret in der Begegnung. In der Begegnung — und nicht auf Grund irgendwelcher Prinzipien oder Abgrenzungen — erfährt die Gemeinde Widerspruch von der Welt, wie ihn ihr Herr erfahren hat. Es ist uns gesagt, daß wir damit rechnen müssen. Es ist uns nicht gesagt, wann und wie uns widersprochen wird, schon gar nicht, daß wir Widerspruch zu suchen hätten.

Die Gemeinde hat sich ihre Existenz in der Welt nicht selbst gewählt und ihre Hingabe für die Welt nicht selbst erdacht. Der Herr hat sie so engagiert.

Wir fassen Teil I zusammen:

Engagierte Gemeinde ist die Gemeinde, die von Gott — und damit zugleich für Gott — in der Welt und für die Welt engagiert ist. Ich betone: Nicht die Gemeinde engagiert sich in der Welt, sondern der Herr hat sie engagiert in der Berufung und Begabung. Er bleibt der Herr ihres Engagements.

„Engagierte Gemeinde“ bezeichnet nicht ein Teilgebiet gemeindlicher Wirklichkeit, sondern ganz diese selbst. Darum ist das Engagement grundsätzlich nicht nur Sache bestimmter Glieder, weder Privileg der Bischöfe noch beschränkt auf die, die wir Laien zu nennen pflegen. Gemeinde, die sich nicht engagieren ließe, wäre nicht Gemeinde. Ein Glied, das sich aus dem Engagement löst, trennt sich von der Gemeinde und ihrem Herrn. Ein Glied, dem das Engagement verweigert würde, würde faktisch exkommuniziert.

## II. Zum Inhalt des Engagements

Mit dem bisher Gesagten ist der Inhalt des Engagements noch nicht beschrieben. Die inhaltliche Beschreibung ist der Gemeinde immer wieder neu aufgetragen. Wir gehen davon aus, daß die Sendung Christi und seiner Gemeinde allen Menschen gilt. Dieses „alle“ darf nicht nur formal verstanden werden. Es wirft die Frage nach Verwirklichung auf. Welche Störungen im Miteinander der Menschen zeigen an, daß die Verheißung der Botschaft an „alles Volk“ (noch) nicht ergriffen ist? Was ist zu tun, daß solche Störungen, soviel an uns heute liegt, überwunden werden? — Wir suchen die Antwort unter drei Stichworten: a) Frieden, b) soziale Gerechtigkeit, c) internationale Beziehungen.

### a) Frieden

Es ist heute allgemeine Überzeugung in allen Konfessionen, daß die Kirche dem Frieden dienen soll. Das zeigt ein Blick auf Erklärungen und Dokumente aus der orthodoxen, katholischen

und evangelischen Kirche, deren Aufzählung oder gar Zitierung heute schon uferlos würde. Diese Übereinstimmung läßt sich auf die allgemeinste Formel bringen: „Die Kirche will den Frieden.“ Bis zu dieser Erkenntnis hat ein langer Weg mit oft harten Auseinandersetzungen geführt. Um so wichtiger ist es, sie festzuhalten. Sie drückt indessen zunächst nur aus, was die Kirche will, zumindest also ersehnt und erhofft. Wo vom Wollen die Rede ist, ist die Überlegung aber schon vorbereitet, wie dieses Wollen verwirklicht werden könne. Hier beginnt die Differenzierung.

Die Kirche will den Frieden — das kann heißen: 1. Sie erklärt sich dafür, hält aber zugleich die politischen Instanzen für zuständig, die Verwirklichung zu besorgen. Ihnen überläßt sie die praktischen Schritte und redet da nicht hinein. — 2. Die Verwirklichung des Friedens liegt allein bei Gott. Seiner Souveränität ist zu überlassen, ob und wie er Frieden werden läßt und wen er willig macht, ihn zu stiften. Der Souveränität Gottes korrespondiert das Gebet der Gläubigen. Dies ist das Friedenshandeln der Kirche. — 3. Die für den Frieden betende Kirche verkündet die ihr gegebenen Erkenntnisse denen, die sie für die Verwirklichung des Friedens für zuständig hält, in Form pauschaler oder detaillierter Ratschläge. — 4. Die Kirche gibt öffentlich ihr Votum für den Frieden, ganz gleich ob sie es nun an Regierungen oder Gemeinden richtet, in der Erkenntnis, daß solches öffentliche Reden öffentliche Meinung mit bildet. — 5. Die Kirche arbeitet durch Vertreter in gesellschaftlichen Gremien und Konferenzen, die dem Frieden dienen, mit oder nimmt direkte Kontakte zu politischen Exekutivorganen auf.

Hinter dem einen Satz „Die Kirche will den Frieden“ stehen also unterschiedliche Haltungen. Sie sind mindestens teilweise vom jeweiligen Kirchenverständnis bestimmt. Wir können uns indes nicht beruhigen, wenn wir vom Friedenswillen der Kirche hören. Wenn wir von „engagierter Gemeinde“ sprechen, dann bricht hier die Frage auf: Wo ist denn nun unser Standort? Je mehr in einer Sache Übereinstimmung herrscht, desto weniger genügt die Rezitierung dessen, was alle Welt unzählige Male gehört hat, desto wichtiger ist, den eigenen Standort zu klären, zu bestimmen und zu vertreten.

Unter diesem Gesichtspunkt prüfen wir noch einmal die eben genannten fünf Punkte. Zu 1.: Engagierte Gemeinde kann schon deshalb zu politischen Instanzen nicht auf Distanz gehen, weil wenigstens einige ihrer Glieder dort mitbeteiligt sind. Sie ist als engagierte Gemeinde in diesen Gliedern für praktische Schritte mit haftbar. — Zu 2.: Engagierte Gemeinde weiß, daß sie im Gebet von Gott stets neu gerufen, d. h. enga-

giert wird. Ihr Beten verträgt also keine Isolierung innerhalb ihrer Existenz. — Zu 3.: Engagierte Gemeinde kann, weil sie sich engagiert weiß, ihre Erkenntnisse nur in dem Maße anderen mitteilen, als sie sie selbst praktiziert. — Zu 4. und 5.: Engagierte Gemeinde wird ihre Glieder zu öffentlichem Reden und gesellschaftlicher Mitarbeit für den Frieden ermuntern und stärken. Welche ihrer Glieder welche Aufgaben übernehmen, ist eine Frage der Fähigkeit und der Zweckmäßigkeit, keine des Grundsatzes.

Nun kennen wir den Zweifel: „Was kann ich einzelner, was können wir, eine kleine Gemeinde, denn schon wirksam tun?“ Dieser Zweifel übersieht, daß öffentliche Meinung und gesellschaftliche Wirklichkeit ein Mosaik aus vielen kleinen Steinen sind. Es mag sein, ich bin mir nicht sicher, daß z. B. ein Bischofswort auf einer internationalen Konferenz mehr Wirkung ausübt als das eines untitulierten Gemeindegliedes. Es wird aber auf die Dauer unwirksam bleiben, wenn es allein bleibt, wenn nicht auch in der kleinsten Gemeinde das Friedenszeugnis laut wird als Zeugnis der engagierten Gemeinde.

Mir scheint aber in solchem Zweifel noch ein anderes Mißverständnis zu stecken. Gewinnung und Sicherung des Friedens bedeutet nicht nur, Mittel und Weg zur Verhinderung des Krieges zu finden. Es bedeutet ebenso zu überlegen, welche positive Gestalt eine Friedensordnung haben soll. Dieses Problem reicht in die feinsten Verästelungen der Gesellschaft hinein. Hier findet jeder einzelne, weiß er sich erst einmal grundsätzlich engagiert, eine Fülle von Problemen und Aufgaben, die zu bewältigen sind und so Bausteine des Friedens werden. Es besteht eine stete Wechselbeziehung zwischen globaler Wirksamkeit für den Frieden und konkreter gesellschaftlicher Wirklichkeit.

Damit kommen wir zu dem nächsten Stichwort:

### b) Soziale Gerechtigkeit

Im Jahre 1848 erschien das Kommunistische Manifest. Im selben Jahr hielt *Wichern* in Wittenberg seine bekannte Rede mit der Forderung nach Innerer Mission. Beide Dokumente spiegeln die gleiche soziale Not der vorigen Jahrhundertmitte wider. Sie versuchen, ihr auf charakteristisch unterschiedliche Weise zu begegnen: das Kommunistische Manifest durch Revolution, *Wichern* durch Caritas. Caritas gilt auch heute noch als klassisches und oft als einzig legitimes Handeln der Kirche sozialer Not gegenüber.

Wert und Nutzen caritativer Tätigkeit sind unbestritten. Die Wurzeln sozialer Not werden durch sie aber nicht angegriffen.

Caritas kann folgenschwere und natürlich unerwünschte und unbeabsichtigte Nebenwirkungen haben. Die an sozialer Ungerechtigkeit Schuldigen sehen keine Veranlassung, die Verhältnisse oder auch nur ihr Verhalten zu ändern; denn deren schlimmste negative Folgen werden caritativ aufgefangen. Die von sozialer Ungerechtigkeit am härtesten Betroffenen sind uninteressiert an einer Veränderung der Verhältnisse; denn sie haben sich auf Betreuung durch Caritas eingerichtet. So kann Caritas soziale Ungerechtigkeit geradezu stabilisieren. Hier wird die Frage dringend, ob christliche Gemeinde die der Caritas gesetzten Grenzen als unabdingbar ansehen muß.

Auf medizinischem Gebiet ist die Entscheidung längst gefallen. Ein Arzt, auch wenn er Christ ist, wird sich nicht mit der Behandlung von Symptomen begnügen. Er wird nach Ursachen forschen und diese zu behandeln versuchen. Und in zunehmendem Maße gewinnt die Prophylaxe an Bedeutung. Ein Risiko ist unumgänglich.

Christliche Gemeinde sollte riskieren, sozialer Ungerechtigkeit radikal zu begegnen. Als Beispiele sozialer Ungerechtigkeit, die nicht mehr anders als radikal überwunden werden kann, nenne ich die Zustände in lateinamerikanischen Ländern und in den italienischen Südpromonten. Nicht zufällig kommt aus den jungen Kirchen die Frage auf uns zu, ob nicht christliche Gemeinde stärker in revolutionären Umwälzungen engagiert sein müßte.

Das Problem der sozialen Gerechtigkeit darf nicht vereinfacht werden auf das Problem „arm/reich“ hin. Fragen der Bildung, medizinischer Betreuung, gleicher Rechte für die Frau gehören hierher. Die Schaffung relativen Wohlstandes garantiert nicht automatisch soziale Gerechtigkeit. Wenn drei Viertel des Nationaleinkommens auf ein Viertel der Bevölkerung verteilt sind, drei Viertel der Bevölkerung aber nur über ein Viertel des Nationaleinkommens verfügen, so kann von sozialer Gerechtigkeit nicht die Rede sein. Wohin das führt, haben wir am Beispiel des faschistischen Dritten Reiches vor Augen. Die Beseitigung der Arbeitslosigkeit und die Ankurbelung der Wirtschaft nach den Jahren der Krise hob ja anfangs für viele den Lebensstandard. Die gesamte Opposition, die das als Täuschungsmanöver entlarvte und darauf hinwies, daß dies im Zeichen und Interesse der Aufrüstung geschehe, wurde brutal ausgeschaltet. Das Ende wissen wir. Auf Grund eben dieser Erfahrung haben wir ernste Besorgnis gegenüber der Entwicklung in der Bundesrepublik, solange dort die Wurzeln sozialer Ungerechtigkeit nicht beseitigt und nur durch Fassade verkleidet und durch besser klingende Begriffe wie „Sozialpartnerschaft“ verdeckt sind.

Ein weiteres Problem sozialer Gerechtigkeit ist der Kampf um die Gleichberechtigung der Rassen, dessen Bedeutung kaum zu überschätzen ist. Das Engagement der Christen, symbolisiert durch den Namen Martin Luther Kings, ist bekannt. Ich möchte nur einen Hinweis geben. Bertolt Brecht hat in seinem Parabelstück „Die Rundköpfe und die Spitzköpfe“ (1932 bis 1934) ebenso wie Jean Paul Sartre in seinem Stück „Die ehrbare Dirne“ (1947) dargelegt, daß Rassismus eine verdeckte Form des Klassenkampfes ist. Ich halte für nötig, diese Erkenntnis festzuhalten. Sie zeigt die Dringlichkeit der Veränderung sozialer Verhältnisse.

Mit dieser Veränderung, konkret mit der Umwandlung der Produktionsverhältnisse, ist das Problem sozialer Gerechtigkeit jedoch nicht gleichsam automatisch erledigt. Es gewinnt z. B. im Zusammenhang mit der Automatisierung neue Dringlichkeit. Wie wird der soziale Status des Menschen aussehen, der im wesentlichen Automaten überwacht? Welche Bildung braucht er? Wie wird sein Freizeitverhalten aussehen? Wie ist der Gefahr der Monotonie, psychischer Vereinsamung und Verarmung zu begegnen? Solche Detailfragen sind weder allein caritativ noch ohne Berücksichtigung der Gesellschaftsordnung lösbar. Die Frage sozialer Gerechtigkeit erhält neue Dimensionen.

Hier findet die engagierte Gemeinde eine Fülle von Aufgaben. Die Wirksamkeit offizieller Organe der Kirchen wird nicht ausreichen. Die ganze Gemeinde ist gefragt. Spezialisierungen sind in der Gesellschaft unausweichlich. Sie werden sich in der Gemeinde widerspiegeln. Keine konkrete Orts- oder „Para“-Gemeinde wird alles im Blick haben können. Sie wird je an ihrem Ort ihr Engagement praktizieren. Die einzelnen Gemeinden werden lernen, einander dafür freizugeben und sich gerade darin als die eine Gemeinde Jesu Christi zu begreifen.

### c) Internationale Beziehungen

Wir haben den Zusammenhang von globaler Friedensordnung und sozialer Gerechtigkeit festgestellt. Dieser Zusammenhang wird konkret sichtbar in den internationalen Beziehungen. Es bedarf internationaler Verträge und Vertragssysteme, die einer Friedensordnung dienen. Ich nenne: umfassende Abrüstungs- und Nichtangriffsvereinbarungen, Teilabkommen auf dem Wege dazu wie das Atomteststoppabkommen, Rüstungsstopp für nukleare und konventionelle Waffen, Nichtweitergabe von Atomwaffen und der Verfügungsgewalt über sie, Festlegung atomwaffenfreier und neutraler Zonen, regionale Nichtangriffsvereinbarungen.

Ein öffentliches Klima zu schaffen, das solche Verträge ermöglicht, helfen meinungsbildende Faktoren, wie die Weltfriedensbewegung und die Christliche Friedenskonferenz. Die Christliche Friedenskonferenz ist geradezu ein Beispiel engagierter Gemeinde, auch insofern, als Personen, Gruppen und offizielle kirchliche Vertretungen gleichermaßen in ihr wirken. Ihre Losung „Frieden durch Vertrauen und Verträge“ zeigt, worauf es ankommt. Engagierte Gemeinde wirkt aber auf vielfältige Weise auch außerhalb der CFK in direkter internationaler Arbeit, in Organisationen, Konferenzen und durch unmittelbare Kontakte. Dies um so mehr, als nicht nur öffentliche Meinung, sondern ökonomische Faktoren in den internationalen Beziehungen eine wesentliche Rolle spielen.

Die gegenwärtige Situation ist mit der Bemerkung gekennzeichnet worden, daß die reichen Länder reicher und die armen ärmer werden. Hier harren wichtige Probleme umfassender Lösung, z. B. die Bevölkerungsexplosion, die Überwindung der Mono-Kulturen in den ehemals kolonialen Ländern. Ein weiteres Problem besteht für viele junge Nationalstaaten darin, daß sie ihre natürlichen Rohstoffe absetzen müssen, während industriell hochentwickelte Länder synthetische Materialien produzieren, die den natürlichen überlegen sind. Dadurch besteht für die jungen Staaten die Gefahr nachkolonialer Abhängigkeit. Hier liegt allenthalben Zündstoff für Krisen und Konflikte. Wir wissen ja übrigens recht gut, welchen Erpressungs- und Aushöhlungsversuchen die DDR ausgesetzt war, weil ihre ökonomische Ausgangsposition schwach gewesen war, und welche Brisanz in dieser Situation lag. In den internationalen Beziehungen werden also Handelsverträge, die ohne den Versuch der Diskriminierung geschlossen werden, wichtig sein.

Auch hier wirkt die engagierte Gemeinde. Einmal, insofern ihre Glieder am Abschluß solcher Verträge mitwirken. Zum andern, indem ihre Glieder erkennen, daß die Erfüllung von Handelsverträgen bis zu den Arbeitsplätzen in den Betrieben und der Landwirtschaft reicht. Die engagierte Gemeinde hat im Arbeitsprozeß nicht zuerst den persönlichen Nutzen, sondern den Nutzen für die Friedensordnung im Blick. Im übrigen gilt, daß in allen Bereichen internationale Kooperation zukünftig an Bedeutung gewinnt. Das gilt von der Kosmosforschung bis hin zum Gesundheitswesen.

Eine Bemerkung zur Frage der Zukunft Deutschlands. Diese ist sowohl internationales als auch nationales und soziales Problem. Wer einen dieser Aspekte außer acht läßt, leistet keinen Beitrag zu diesem Problem. Es ist ein Merkmal der zahlreichen Vorschläge der DDR, daß sie diese verschiedenen Aspekte be-

rücksichtigen. Die Reduzierung dieses Problems auf die Frage nach menschlichen Kontakten einerseits oder nach Übereinkunft der Siegermächte andererseits verwirrt, weckt Illusionen und nährt damit auf die Dauer einen neuen, unheilvollen Nationalismus.

Wir fassen Teil II zusammen:

Die Gemeinde, die sich engagiert weiß, prüft, wie sie ihr Engagement verwirklichen kann. Sie hat dabei das menschliche Miteinander im Blick, um dessentwillen sie Frieden, soziale Gerechtigkeit und internationale Beziehungen erstrebt. Sie erkennt die Vielfalt und Verflechtung der Aufgaben und bemüht sich, an ihrer Bewältigung mitzuarbeiten durch ihre Glieder.

Es bedarf nun weiterer Überlegungen, welche Gestalt das Engagement der Gemeinde hat.

### III. Zur Gestalt des Engagements

Die Gemeinde muß erkennen, daß sie in allen ihren Gliedern engagiert ist. Die Verfassung der DDR sichert den Kirchen das Recht zu, zu den Lebensfragen des Volkes Stellung zu nehmen. Dieser Grundsatz würde eingeengt, wollte man ihn so interpretieren, daß damit allein die Kirchenleitungen das Recht hätten, zu ihnen wichtig erscheinenden Fragen Stellungnahmen zu veröffentlichen. Engagierte Gemeinde ist vielschichtig wirksam. Wir gehen dem nach unter den Stichworten: a) Dialog in der Gemeinde, b) Dialog mit der Welt, c) gesellschaftliche Mitarbeit.

#### a) Dialog in der Gemeinde

Auch die Gemeinde Jesu Christi braucht Verwaltung und Leitung. Die Aufgabe recht verstandener Leitung ist, die Mitverantwortung der Gemeinde zu wecken und zu fördern. Mitverantwortung kann im Sinne engagierter Gemeinde nicht auf sogenannte innerkirchliche Belange beschränkt bleiben. Sie ist immer Mitverantwortung für die Welt. Die Leitung der Gemeinde, die das Engagement praktiziert, gibt damit der ganzen Gemeinde Vorbild und Hinweis, ein Gleiches zu tun. Wir vermerken dankbar, daß zahlreiche Kirchenleitungen in der DDR ihr Engagement praktizieren, und verstehen das als Vorbild und Hinweis, ein Gleiches zu tun.

Das bedeutet nicht, daß das Engagement kirchenamtlich geregelt und normiert werden dürfte. Faktisch wird freilich das Engagement der Kirchenleitungen von Pfarrern und Gemeinden vielfach als Norm mißverstanden. Günstigenfalls heißt das: Was Kirchenleitungen sagen und tun, wird von Pfarrern

und Gemeinden übernommen. Im weniger günstigen Falle wird die gegebene Norm bloß respektiert. Im ungünstigsten Fall wird solche Norm als oberste unüberschreitbare Grenze verstanden, unterhalb derer man bleiben kann oder sogar soll. Es ist bedeutsam, daß Jesus die Jünger, die er engagiert, im Unterschied zu der Praxis der Pharisäer keiner Norm unterwirft, sondern unter sein Regiment stellt. Engagierte Gemeinde verträgt keine Normierung.

Hier ergibt sich die Dringlichkeit des Dialogs in der engagierten Gemeinde. Dafür gibt es ein Modell im Apostelkonzil Act. 15. Dort findet keine Majorisierung einer Minderheit statt. Es wird nicht krampfhaft nach einer Kompromißformel oder nach Einheitlichkeit gesucht. Man fragt nicht besorgt, was die Umwelt denken könnte, wenn sie die Gemeinde nicht unisono, sondern mehrstimmig singen hört. Man gibt einander frei zum Engagement an dem je gegebenen Ort. Und dadurch und allein so gewinnt man die Einheit der Kirche.

Damit ist im Grunde ein ökonomisches Prinzip formuliert. In zunehmendem Maße wird Ökumene wieder, wie in den Anfängen der Christenheit, ein Synonym für Gemeinde Jesu Christi werden. Das heißt: 1. Ökumene wird nicht primär Weltorganisation sein, sondern sich als in ihren Gliedern existent verstehen. 2. Die einzelne Gemeinde wird sich selbst nicht anders denn als Ökumene verstehen. Sie ist nicht nur Partikelchen, sondern als Glied selbst Ökumene. Ökumenische Beziehungen sind Gemeindebeziehungen. Nur so kommen wir aus dem Provinzialismus unseres starren Territorialkirchen-tums heraus, das sich in fragwürdigen Einigkeitsvorstellungen darstellt. Das Wesensmerkmal solcher ökumenischer Beziehungen ist der Dialog.

Gestatten Sie mir an dieser Stelle einen Exkurs. Martin Schmidt hat in „Junge Kirche“, Heft 4/1966, das Problem „Die EKD und die Einheit Deutschlands“ untersucht an Hand von Synodalerklärungen, kirchlichen Worten und Äußerungen prominenter kirchlicher Sprecher. Er schließt auf Grund dieser Analyse zunächst, „daß die Einheit der EKD sich aus den ‚natürlichen‘ Gegebenheiten, denen des Volkes, ableitet“ (S. 187). Aus der Untersuchung kirchlicher Worte zur sogenannten Brückenfunktion der EKD folgert er: „Dies scheint mir Inhalt und Ursprung der Erklärungen zur Einheit der EKD zu sein: Festhalten an der Einheit des deutschen Volkes als des Grundes, auf dem die Kirche steht“ (S. 192).

Zu den Worten zur Wiedervereinigung bemerkt er, „daß der ‚Wille des Volkes‘ relevant ist für die Frage, was die Kirche zu sagen hat“ (S. 192), und findet in ihnen die Gleichung: „Gottes

Ordnung, das ist also Volksordnung“ (S. 192). Er fährt dann fort: „Die Frage, ob der Friede bei einer Wiedervereinigung Deutschlands gefährdet wäre, scheint sich regelmäßig nicht zu stellen. Auch das mag überraschen, nachdem so wenige Jahre vorher der Weltfrieden durch einen deutschen Staat zerstört wurde, dessen völkische Ordnung schlechthin unüberbietbar war“ (S. 192 f.).

Schmidt weist auf die mancherlei Differenzen in politischer in der EKD hin. Nur in einem Punkt bestehe Übereinstimmung – in der Notwendigkeit der Wiedervereinigung: „Hier ist nicht links noch rechts, nicht lutherisch noch reformiert, nicht östlich noch westlich, sondern nur noch deutsch“ (S. 198). Schmidt bemerkt erst seit 1963 vielleicht ein Zurücktreten natürlicher und völkischer Begründungen und resümiert: Man könne an dieser „krausen Wiedervereinigungstheologie“ sehen, „wie abhängig die Kirche von Denkkategorien ist, die kritisch zu untersuchen sie sich frühestens beim Scheitern aller Illusionen genötigt sieht. Das Fatale daran ist, daß sie offensichtlich erst unter Zwang ihr Handeln und ihre Haltung ändert und nicht unter einer Verheißung“ (S. 199).

Dieser Exkurs ist ein negatives Beispiel für das vorher Gesagte. Er zeigt, 1. wie gefährlich es ist, wenn kirchliche Worte als Norm wirken; 2. wie schändlich es ist, wenn der Dialog in der Gemeinde unterbleibt (faktisch sind ja z. B. progressive kirchliche Kräfte aus der DDR bis etwa 1963/64 als Dialogpartner überhaupt nicht angenommen worden); 3. wie fatal und illusionsfördernd es ist, wenn die Einheit anders als ökumenisch begründet wird. Positiv unterstreicht der Exkurs die Notwendigkeit des Dialogs in der Gemeinde, dem wir uns nun wieder zuwenden.

Gegenstand des Dialogs ist das Engagement der Gemeinde seinem Inhalt nach. Was wir unter der Überschrift „Zum Inhalt des Engagements“ gesagt haben, wirft detaillierte Probleme auf, deren einige wir andeuten. Je tiefer der Dialog ins Detail geht, desto mehr werden sich unterschiedliche Ansichten zeigen. Glieder der engagierten Gemeinde haben unterschiedliche Einsichten und Ansichten. Desto dringender ist der Dialog. Er wird harte Auseinandersetzungen bringen und nicht um jeden Preis nach billigen Kompromissen suchen. Es ist notwendig, daß er durchgehalten wird.

Es ist oft darauf hingewiesen worden, daß die EKD durch ihre einseitige Bindung im Militärseelsorgevertrag ihre Einheit preisgegeben hat. Das liegt nicht nur daran, daß man seinerzeit gewisse Konsequenzen nicht gesehen hätte. An der Debatte, die dem Vertrag voranging, wurde deutlich, wie wenig

sich die EKD klar war über ihr Engagement. Der damals dringend fällig gewesene Dialog wurde nicht durchgehalten. Die EKD erlag der Versuchung, vermeintlich Einfluß gewinnen zu können. Sie fühlte sich stark im Behaupten ihrer Einheit und hat sie darüber verloren. Wann endlich wird unsere Kirche begreifen, daß sie nichts mit Behauptungen und mit Selbstbehauptung gewinnen kann, daß Hoffnung für sie allein im Dialog als Lebensform der engagierten Gemeinde liegt?

Die am Dialog Beteiligten tauschen nicht nur Meinungen aus, sondern setzen sich einander ganz aus. Sie rechnen mit ihrer eigenen Wandlung wie mit der des Partners. Sie vollzieht sich nicht nur durch intellektuelle Argumentation, so wenig wir sie unterschätzen sollten. Sie geschieht in der Tiefe und mit aller Unberechenbarkeit persönlicher Begegnung. Insofern im Dialog befreiender Zuspruch und verpflichtender Anspruch erfahren wird, ist in ihm Verkündigung da.

So ist der Dialog in der Gemeinde selbst Teil des Engagements. Wo er durch Dekret oder Konformismus in der Kirche unmöglich gemacht wird, erstirbt das Engagement, wird das Leben der Gemeinde wesentlich beschnitten.

## b) Dialog mit der Welt

Da der Dialog in der Gemeinde stets auf ihr Engagement bezogen ist, muß die engagierte Gemeinde den Dialog stets zugleich mit der Welt führen. Sie wird hören, was ihre Umwelt z. B. zu Frieden, sozialer Gerechtigkeit und über internationale Beziehungen sagt, und wird selbst das ihre dazu sagen. Im übrigen gilt für den Dialog mit der Welt auch das zum Dialog in der Gemeinde Gesagte.

Es muß aber einiges darüber bemerkt werden, was Dialog mit der Welt nicht bedeutet. Es bedeutet nicht, der Welt ein sozusagen christliches Programm anzubieten. Oft genug schon sind weltliche Programme mit christlicher Verbrämung als christlich ausgegeben worden. Ich bin im „Evangelischen Pfarerberblatt“ gefragt worden, was uns beim Dialog mit der Welt davor bewahre, „in die Fußstapfen der DC zu geraten“. Ungeachtet der Vielschichtigkeit der „Deutschen Christen“ würde ich allerdings „Diakonie und Dialog mit der ganzen Welt“ nicht als Wesensmerkmal der DC ansehen, wie es der Fragesteller tut. Wir kritisieren an den DC vor allem, daß sie versuchten, ein pseudonationales und pseudosozialistisches Programm nun noch pseudochristlich zu verbrämen, ganz im Sinne des 24. NSDAP-Programmpunktes vom „positiven Christentum“. In dem wir vom Dialog reden, ist jeder Art von „positivem

Christentum“ der Abschied gegeben. Darum lehnen wir auch jenen Positivismus ab, der christlichen Glauben und bürgerliche Gesellschaft bzw. christlichen Glauben und Antikommunismus in eins setzt und verquickt. Dieser Positivismus bewahrt den deutsch-christlichen Ansatz und modifiziert ihn allenfalls.

Es sei noch einmal betont: engagierte Gemeinde bemüht sich nicht, die sozialistische Gesellschaft christlich zu verbrämen, pseudotheologisch zu sanktionieren oder zu rechtfertigen. Sie versucht, in ihr das Engagement zu praktizieren. Unter der Voraussetzung, daß ein Experiment verbindliches Zugehen auf das Ziel ist, möchte ich hier gern von dialogischem Experiment sprechen.

Es muß darauf hingewiesen werden, daß wir den Dialog mit der Welt ja seit Jahren führen, konkret als Dialog mit Marxisten. Es ist ein Dialog auf zwei Ebenen, einer sozusagen theoretischen und einer sozusagen praktischen. Wir sind nicht der These gefolgt, zuerst müßte auf der theoretischen Ebene zu Ende diskutiert sein. Die Marxisten erklärten, daß Unterschiede zwischen Weltanschauung und Glaube nicht zu gegnerischer Frontbildung führen müßten. Sie versuchten keine theologische Überfremdung der Kirche und erstrebten keinen Synkretismus. Daher kam es zu keinem Kirchen- oder Kulturkampf.

So konnte der Dialog auf der praktischen Ebene begonnen werden; er galt den praktisch vor Christen und Marxisten stehenden Aufgaben und war darum im wesentlichen ein politischer Dialog. Als seine Höhepunkte sind das Gespräch vom 9. Februar 1961 und das Wartburggespräch 1964 manifest geworden. Ging es 1961 um die Feststellung, daß das Christentum und die humanistischen Ziele des Sozialismus keine Gegensätze seien, so 1964 — einen Schritt weiter — um aktuelle Fragen gemeinsamer humanistischer Verantwortung für die Welt. Daß hier die engagierte Gemeinde Dialogpartner war, erhellt aus der Tatsache, daß einmal ein Theologie-Professor, Pfarrer und andere Gemeindeglieder, das andere Mal ein Bischof ihre Sprecher waren.

Dieser Dialog ist nicht zu Ende. Er wird permanent bleiben müssen. Natürlich bleiben auch sozusagen theoretische Fragen zu erörtern. Sie ergeben sich als Rückfragen aus dem praktischen Dialog. Ich bin mir daher nicht sicher, ob die Formel von der Unmöglichkeit der ideologischen Koexistenz auf die Dauer ausreichend ist. Insofern sie den Synkretismus ablehnt, bleibt sie gültig. Sie wird der Tatsache aber nicht ausreichend

gerecht, daß es den Dialog zwischen Weltanschauung und Glauben gibt. Gegen ihn ist um so weniger einzuwenden, je klarer der politische Dialog eine gegensätzliche Frontbildung verhindert.

### c) Gesellschaftliche Mitarbeit

Natürlich sind gegenseitige Frontbildungen nicht nur durch den Dialog mit der Welt verhindert worden, sondern durch praktische Arbeit, die Christen und Nichtchristen gemeinsam leisten. Auf die dabei gemachten Erfahrungen hat Walter Ulbricht im Gespräch am 9. Februar 1961 ausdrücklich hingewiesen. Diese gemeinsame Arbeit wird aber von manchen auf den Bereich des Berufs eingegrenzt mit der Begründung, die Berufarbeit nütze ja der Gesellschaft. An den gesellschaftlichen Wirkungen und Konsequenzen bleibt diese Haltung uninteressiert.

An einem Beispiel will ich gesellschaftliche Wechselbeziehungen aufzeigen. In einer kirchlichen Anstalt — z. B. dem Marienstift Arnstadt — werden Körperbehinderte behandelt. Wesentlich ist dabei deren Rehabilitation. Sie sollen sinnvolle Tätigkeit ausüben können, die sie selbst befriedigt. Solche Bemühungen um Rehabilitation, berufliche Aufgabe des Arztes und in unserem Beispiel Teil kirchlicher Diakonie, kommt der Gesellschaft zugute. Die Gesellschaft ihrerseits schafft die Möglichkeiten für entsprechende Werkstätten und Arbeitsplätze. Hier werden gesellschaftliche Wechselbeziehungen sichtbar. Anstaltsdiakonie ist in ihren Auswirkungen immer auch gesellschaftliche, politische Diakonie. Gesellschaftliche und politische Diakonie hilft dazu, daß Anstaltsdiakonie über die Anstalt hinaus wirksam wird. Das wird anschaulich am Beispiel Lobetals, wo Bruder *Pagel* zugleich Anstaltsdirektor, Pastor und Bürgermeister ist.

Ist die skizzierte gesellschaftliche Wechselbeziehung erkannt, dann wird gesellschaftliches Desinteresse überwunden und gesellschaftliche Mitarbeit gesucht werden müssen. Die sozialistische Gesellschaft erweist sich mit ihrer Losung „Plane mit, arbeite mit, regiere mit!“ als engagierte Gesellschaft, in der engagierte Gemeinde tätig werden sollte. Die Möglichkeiten für solche Tätigkeit in gesellschaftlichen Organisationen und Volksvertretungen sind hinlänglich bekannt.

Uns Pfarrern wird hinsichtlich solcher Tätigkeit Zurückhaltung „um des Amtes willen“ empfohlen. Welcher Amtsbegriff liegt hier vor? Kann ein Glied von dem Engagement dispensiert werden, zu dem die Gemeinde engagiert ist? Ich will

nicht postulieren, jeder Pfarrer müsse ein Abgeordnetenmandat haben. Ich wiederhole: Das ist eine Frage der Zweckmäßigkeit und der Fähigkeiten. Aber es ist keine Frage des Grundsatzes, und deshalb wende ich mich gegen die erwähnte Begründung einer Zurückhaltung „um des Amtes willen“. Es kann äußerst zweckmäßig sein, daß ein Pfarrer als Abgeordneter seiner Gemeinde zeigt, was es heißt, Glied engagierter Gemeinde zu sein, und ihr gerade dann, wenn sie ihr Engagement noch nicht begriffen hat, auf dem Wege vorangeht.

Gibt es nun nicht Grenzen unserer Mitarbeit? Da der Herr uns engagiert, der seiner Hingabe keine Grenze gesetzt hat, können wir nicht eine Grenze bestimmen wollen, die doch letzten Endes unserer eigenen Sicherung dienen würde.

Wir haben indes Beispiele dafür, daß das Engagement nur noch im Widerspruch laut wird. Ich denke an diesen Widerspruch zur Zeit des Faschismus – ein Widerspruch, der unterschiedlich artikuliert war und zu verschiedenen Zeiten laut wurde. Die Skala reicht von den religiösen Sozialisten bis zur Barmer Erklärung, von denen, die angesichts der Kristallnacht, bis zu denen, die im Nationalkomitee „Freies Deutschland“ ihren Widerspruch formulierten. Nicht alle sind *Bonhoeffers* Weg gegangen und ihm doch der Sache nach verbunden.

Ich möchte auch diejenigen nennen, die den Widerspruch zur Zeit des Faschismus nicht fanden, aber durch erkannte Schuld zu schärfstem Widerspruch gekommen sind gegen jede Art faschistischer Renaissance. In diesem Zusammenhang denke ich an den Protest von 700 Pastoren gegen die in der Bundesrepublik geplante Notstandsgesetzgebung, aber auch an Proteste gegen atomare Aufrüstung, gegen den amerikanischen Krieg in Vietnam, gegen jede Rassendiskriminierung.

Die Beispiele zeigen: 1. Das Engagement im Widerspruch wird laut, wo das Menschsein des Menschen bedroht ist. 2. Es äußert sich nicht primär in Protesten kirchlicher Würdenträger, sondern ist Sache der engagierten Gemeinde. 3. Es wird laut, wo Faschismus herrscht oder eine Gesellschaft neofaschistische Züge trägt.

Wir fassen Teil III zusammen:

Der Dialog ist die Lebensform der engagierten Gemeinde. Er wird in ihr und mit der Welt geführt und ist von der Mitarbeit in der Welt nicht zu trennen.

Es gäbe zwei Gründe für die Kirche, Dialog und Mitarbeit zu fürchten:

1. Sie könnte fürchten, dabei einmal gewonnene Positionen zu verlieren. Diese Furcht wäre heilsam. Sie könnte uns dazu treiben, daß wir endlich allein auf den Herrn der Kirche unsere Zukunft setzen. Es gehört zum Wesen der engagierten Gemeinde, daß sie Positionen preisgibt.

2. Sie könnte fürchten, daß ihr Zeugnis in Dialog und Mitarbeit nicht recht deutlich würde. Diese Sorge soll uns begleiten in der Gewißheit, daß der Herr der Kirche aus dieser Schwachheit seiner Gemeinde immer neu Glauben weckt.

### Schlußbemerkungen: Zur Gestalt der Gemeinde

Nach allem bisher Gesagten stellt sich nachdrücklich die Frage: Steht die Kirche in ihrer traditionellen heutigen Gestalt nicht beharrlich ihrem Engagement im Wege? Es wird häufig gesagt, eine Erneuerung könne nur aus der Predigt kommen. Ich würde dem zustimmen, wenn mit Predigt nicht nur die zwanzigminütige Sonntagsrede des Pfarrers gemeint, sondern Predigt umfassend verstanden wird. Dann ist aber auch die Gestalt der Gemeinde Predigt.

Die Gestaltfrage bewegt gegenwärtig die ganze Ökumene und auch die Synoden in der DDR. Dazu sind einige Anmerkungen nötig.

#### a) Gemeindeaufbau

Einen wesentlichen Raum nimmt die Frage ein, ob nicht die Strukturen der Gemeinde sich verändert haben und die Strukturen kirchlicher Arbeit dementsprechend verändert werden müssen. Zum Beispiel: Entspricht die herkömmliche Struktur des Pfarramtes oder die der kirchlichen Werke noch dem Auftrag, den die Kirche neu erkannt hat? Hier wird das Problem gesehen. Es wird aber nicht nur formal bewältigt werden dürfen. Eine Veränderung kirchlicher Strukturen bleibt unwirksam, wenn sie nicht die veränderten Strukturen der Welt im Blick hat und sich auf diese bezieht. Man füllt keinen neuen Wein in alte Schläuche. Damit ist nicht gesagt, daß man alten Wein in neue Schläuche umfüllen soll. Es hat nicht viel Sinn, wenn z. B. in moderner Team-Arbeit eine neue Arbeit mit Ehepaaren aufgebaut würde, dabei aber außer acht bliebe, daß die Veränderung soziologischer Strukturen, wenn nicht das Verhältnis, so doch das Verhalten von Eheleuten neu bestimmt.

Ähnlich ist es bei dem Begriff „Mündige Gemeinde“. Macht sich nicht die Gemeinde von einer Bevormundung durch den

Pfarrer frei, und muß dem nicht Rechnung getragen werden? Auch hier wird das Problem gesehen. Auch hier hilft eine formale Bewältigung nicht. Gemeinde wird nicht wirklich mündig, wenn sie nicht die mündige Welt ernsthaft zur Kenntnis nimmt. So sehr eine lebendige Mitarbeit der sogenannten Laien in der Gemeinde einfach nötig ist, so sehr muß ein erschreckendes Symptom beachtet werden. Oft ist gerade in zahlenmäßig kleinen Gemeinden in zahlreicher kirchenfremder Umwelt lebhaftere Laienmitarbeit entstanden, die doch damit beschäftigt bleibt, innerkirchlich Aktivität zu entfalten, um Kirche besser darzustellen, die sich letzten Endes um sich selbst dreht. Solche Abkapselungstendenzen sind auch dann bedenklich, wenn sie eine sogenannte blühende Gemeindearbeit in sich bergen und insofern Erfolge zeitigen, wie denn überhaupt Erfolge schnell zu Selbstgerechtigkeit und Unbusfertigkeit verführen.

So kann die Frage nach der Methode den Ruf zur Buße verdrängen und gerade dadurch die Erneuerung der Gemeinde als engagierter Gemeinde verhindern. Der erste Ruf an die Gemeinde heißt immer noch: „Ändert euern Sinn!“ und nicht: „Ändert die Methoden!“ Sofern methodische Änderungen nötig sind, kommen sie aus der Buße. Sofern Experimente gewagt werden, müssen sie von dem bestimmt sein, was ich unter dem Stichwort „Dialog mit der Welt“ als dialogisches Experiment bezeichnet habe. Anders gesagt: nicht dann, wenn wir erst einiges geändert haben, wird das Engagement der Gemeinde besser praktikabel. Sondern: die engagierte Gemeinde ist es, die sich die ihrem Engagement entsprechenden Formen ihrer Existenz schafft. Das kann zu radikalen Umformungen führen. Es kann aber auch bedeuten, daß herkömmliche Arbeits- und Versammlungsarten dem Engagement entsprechen.

Es gibt so viele Handreichungen, daß man den Wald oft vor lauter Bäumen nicht mehr sieht, will sagen, daß man vor lauter Handreichungen die Hände nicht mehr sieht, die da gereicht werden, und schließlich resigniert. Die anstehende Aufgabe ist nur noch zu bewältigen in brüderlichem Gespräch, in echter Visitation. Ich denke bei Visitation natürlich nicht an die dem Pfarrer Schrecken einjagenden Paradeveranstaltungen, sondern an den seelsorgerischen Besuch. Damit komme ich zu einigen Bemerkungen über

### **b) Seelsorge und Gottesdienst**

Seelsorge gehört zum Wesen der engagierten Gemeinde. Ich verstehe unter Seelsorge allerdings nicht den heute verbrei-

teten Hausbesuchsaktivismus. Der Pfarrer, der ihn pflegt, bekommt zwar mancherlei Kontakte. Die bekam der Pfarrer, der häufig zu Bier ging, auch. Tatsächlich hat hier doch weithin nur eine Verschiebung stattgefunden: früher trank der Pfarrer sein Bier im Gasthaus, heute trinkt er Kaffee in der guten Stube. Das fördert seine Popularität, hat aber mit Seelsorge recht wenig zu tun. Es fördert Gemütlichkeit, hat aber mit engagierter Gemeinde wenig im Sinn. Natürlich bestreite ich nicht, daß es wirklich seelsorgerliche Hausbesuche geben muß. Ich widerspreche nur dem Aktivismus, der keine Seelsorge mehr zu leisten imstande ist.

Dieser Aktivismus übersieht zudem, daß sich Seelsorge wesentlich in der überschaubaren Gruppe vollzieht. Hier liegt eine künftige Aufgabe für Gemeindeglieder und Gruppen. Natürlich besteht die Gefahr der Verkreisung und damit der Vergreisung. Sie hängt stets zusammen mit einem Verlust an Engagement. Das gilt übrigens auch von Pfarrkonventen. In dem Maße, in dem Kreise und Gruppen sich als engagierte Gemeinde verstehen, werden sie jung und offen bleiben. Sie sind dann Stätten des Dialogs und erfüllen gerade damit eine entscheidende seelsorgerliche Aufgabe. Die hier beginnende Seelsorge setzt sich fort in Einzelseelsorge, deren Träger nicht der Pfarrer allein, sondern die engagierte Gemeinde in allen ihren Gliedern ist.

Entscheidend wichtig, gerade auch in seelsorgerlicher Hinsicht, ist der Gottesdienst. Es ist erschreckend, daß verbreitet eine Kluft besteht zwischen Gemeindegliedern, die ihr Engagement praktizieren, und denen, die im Gottesdienst beheimatet sind. Ich halte nichts von den Forderungen nach modernistisch-rationalisierten Gottesdiensten. Ich halte auch zunehmend den restaurativen liturgischen Schematismus für bedenklich. Ich meine jedoch, daß engagierte Gemeinde Liturgie nötig hat im eigentlichen Sinne, im Hören und Respondieren, in Gemeinschaft und Stille, in Gotteslob und Meditation. Engagierte Gemeinde wird so Liturgie schaffen in Vielgestalt ohne individualistische Willkür. Sie wird dabei manches aus der Ökumene lernen. Die Frage nach liturgischer Erneuerung ist bezeichnenderweise — z. B. bei den Berneuchenern — aufgebrochen unter Christen, die sich gerade als engagierte Glieder der Gemeinde verstanden. Und es sind immer wieder engagierte Christen gewesen, die nach echter Liturgie verlangt haben, weil sie darin seelsorgerische Hilfe erkannten. Manche haben sie in der evangelischen Kirche nicht gefunden und sind darum konvertiert.

Wie die Seelsorge, so gehört der Gottesdienst, die Liturgie zum Leben der engagierten Gemeinde. Hier erfährt sie, daß

ihr Engagement nicht primär ein Lehrsatz ist. Hier findet sie sich als Leib Christi. Hier wird ihre Gliedschaft regeneriert vom Haupt her. Im Gottesdienst wird Gemeinde stets neu engagiert und wird dessen beunruhigend und zugleich tröstlich gewiß, daß es der Herr ist, der sie engagiert.

## Engagement für die Welt

### Erklärung des Evangelischen Pfarrertages 1966

Der Gemeinde ist heute die Erkenntnis neu geschenkt, daß sie unterwegs ist. Der Herr ruft sie aus alten Bindungen zu neuem Gehorsam. Er zerschlägt unsere Selbstsicherheit und gibt uns im Glauben neue Hoffnung. Damit nimmt er die Gemeinde in seinen Dienst an der Welt.

So werden wir engagierte Gemeinde, wie es im Wort der Weltkirchenkonferenz von Neu-Delhi heißt: „Als Christen nehmen wir Anteil an dem stürmischen Streben der Menschen nach Leben – nach Freiheit von Armut, Unterdrückung und Krankheit. In den Möglichkeiten, die der Menschheit in unserer Zeit offenstehen, ist Gott am Werk.“

Wir, die Teilnehmer am Evangelischen Pfarrertag 1966, haben uns gefragt, was engagierte Gemeinde hier und heute zu tun hat. Wir nehmen die Worte unserer Bischöfe und Synoden vom Friedenswillen der Kirche auf als unsere Verpflichtung, als Gemeinde und Person auf alle mögliche Weise für den Frieden zu wirken:

Mit der Weltfriedensbewegung schaffen wir Voraussetzungen für den Frieden;

mit der Christlichen Friedenskonferenz praktizieren wir christlichen Friedensdienst;

mit unserer Gesellschaft, in der die deutsche Friedensdoktrin zur Staatsdoktrin erklärt ist, unterstützen wir entschieden ihre Verwirklichung.

In solchem Engagement erkennen wir immer deutlicher, in welchem Umfange ungelöste soziale Probleme den Frieden gefährden (Südamerika, Afrika, Südostasien).

Die grauenvollen Vorgänge in Vietnam, hervorgerufen durch amerikanische Aggression, erschüttern uns aufs tiefste und betreffen uns auch insofern, als sie von den gleichen gesellschaftlichen Kräften hervorgerufen werden, die auf deutschem Boden die Mitverfügung der Bundesrepublik über Atomwaffen fordern.

Dieser Zusammenhang fordert von der engagierten Gemeinde in unserer Gesellschaft am 25. Jahrestag des Überfalls auf die Sowjetunion, daß von deutschem Boden nie wieder ein Krieg ausgeht:

Statt Atomwaffen – atomwaffenfreie Zonen,

statt Notstandsgesetzen – vertrauenfördernde Gespräche,

statt Alleinvertretungsanmaßung – Verträge über Zusammenarbeit der deutschen Staaten,

statt Grenzrevisionen – vertragliche Grenzsicherungen.

Wir wissen uns dabei besonders engagiert im Werben um Vertrauen zu unserer Gesellschaft in unserem Volke und in allen Völkern.

Engagierte Gemeinde beschäftigt sich nicht mit sich selbst. Sie ist beunruhigt über ihre eigene Schwachheit und in Sorge, nicht genug zu tun für die Welt.

Wir bitten in brüderlicher Liebe: Laßt uns miteinander den Ruf des Herrn hören und ihm nachfolgen als engagierte Gemeinde.

**Inhalt:**

	Seite
Einleitung: Unser Unterwegs-Sein . . . . .	3
a) Aufbruch . . . . .	3
b) Frage nach dem Ziel . . . . .	4
I. Zur Begründung des Begriffes . . . . .	5
a) Die Jüngerberufungen . . . . .	5
b) Der Begriff „Leib Christi“ . . . . .	7
c) Gemeinde und Welt . . . . .	9
II. Zum Inhalt des Engagements . . . . .	10
a) Frieden . . . . .	10
b) Soziale Gerechtigkeit . . . . .	12
c) Internationale Beziehungen . . . . .	14
III. Zur Gestalt des Engagements . . . . .	16
a) Dialog in der Gemeinde . . . . .	16
b) Dialog mit der Welt . . . . .	19
c) Gesellschaftliche Mitarbeit . . . . .	21
Schlußbemerkungen: Zur Gestalt der Gemeinde . . . . .	23
a) Gemeindeaufbau . . . . .	23
b) Seelsorge und Gottesdienst . . . . .	24

- 135 Gerald Götting: Zwanzig Jahre Christlich-Demokratische Union – zwanzig Jahre gemeinsamen Kampfes für Frieden und Sozialismus, für das Glück des Volkes
- 137 Pfarrer Károly Tóth: Aufgaben der Kirche in einer sich wandelnden Welt – Bericht über die 19. Generalversammlung des Reformierten Weltbundes
- 138 Günter Bauer: Wissen ist Macht – Die Mitverantwortung der christlichen Demokraten für die Ausgestaltung des sozialistischen Bildungssystems
- 139 Siegfried Baltrusch: Für Deutschlands Frieden und Deutschlands Zukunft
- 140 Wolfgang Heyl: Zwanzig Jahre demokratische Bodenreform
- 141 Erwin Krubke / Gerhard Mischel: „Formierte Gesellschaft“ – „Idee“ und Wirklichkeit des Staatsmonopolismus in Westdeutschland
- 142 Walter Bredendiek: Reflektierte Geschichte – Die Entwicklung der Gesellschaft und die Stellung von Kirche und Theologie seit 1900 im Spiegel der Lebenserinnerungen deutscher Theologen
- 143 Heinz Büttner: Geordnete Beziehungen – Grundlagen ge-  
deihlicher Zusammenarbeit zum Wohle des Volkes
- 144 Gerald Götting: Für die Rettung der Nation – Zusammen-  
arbeit aller friedliebenden Deutschen
- 145 Edmund Meclewski: Neues Leben in Polens West- und  
Nordgebieten
- 146 Günter Wirth: Verantwortung und Erwartung der Deutschen
- 147 Dr. Helmut Dressler: Evangelische Kirche und Revanche-  
Ideologie in der Weimarer Republik und im Bonner  
Staat
- 148 Kirche in gewandelter Welt – Das II. Vatikanische Konzil  
im Spiegel seiner Beschlüsse, zusammengestellt von  
Hubertus Guske
- 149 Gerhard Desczyk: Vom Friedensdienst der Katholiken
- 150/151 Dr. Paul Ullmann: Psychologie und Leitungstätigkeit
- 152 H. C. Herrmann: Der Bonner Neokolonialismus und seine  
Unterstützung durch NATO-gebundene westdeutsche  
Kirchenleitungen

Verkaufspreis 0,50 MDN – Doppelheft 1,- MDN

Vertrieb an den Buchhandel durch Union Verlag (VOB), Berlin